

Gelebte Toleranz

Integration und Inklusion als
Herausforderungen für Kirche und Sport

43. Studienkurs des Arbeitskreises
Kirche und Sport der EKD



Bibelarbeit „Gelebte Toleranz, Vielfalt und Teilhabe“

Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber

Ein Beispiel aus Mostar in Bosnien-Herzegowina: „Der integrative Kindergarten „Sonnenscheinbrücke“ in Mostar wurde beim diesjährigen Reformationsempfang der Evangelischen Kirchen am 30.10.2012 in Wien mit dem Diakoniepreis 2012 ausgezeichnet. Der Kindergarten, ein Projekt des Diakoniewerkes Gallneukirchen, bemüht sich seit zehn Jahren um Toleranz zwischen Menschen unterschiedlicher Konfessionen und ethnischer Zugehörigkeit. Gleichzeitig ermöglicht er ein selbstverständliches Miteinander von Behinderten und nichtbehinderten Kindern. So hilft er beiden Gruppen dabei, die Bedürfnisse und Besonderheiten des Anderen zu respektieren.“¹

Dass hinter diesem Erfolg Mühe, Arbeit und Geduld, die Bereitschaft das Anders-Sein des Anderen zu tragen und nicht zu ertragen, steckt – und dieses gilt in jedwede Richtung – ist jedem klar, der einmal nur hineingeschaut hat in einen Kindergarten, eine Grundschule – und die Beispiele lassen sich vermehren -, die Vielfalt und Teilhabe leben. Dass das Ganze aber kein Zuckerschlecken ist und durchaus auch an die Grenze dessen, ja sie sogar überschreiten kann, was Menschen an Anders-Sein ertragen können, hat mich dieser Tage der Besuch in einem Altenpflegeheim gelehrt. Körperlich Pflegebedürftige und Menschen mit Demenz leben in einer Wohngruppe zusammen. Keiner kann den anderen tragen und ertragen auch nur mit Mühe. Einer sagte: „Das hier ist die Hölle!“

Es geht also auch um Differenzierung und nicht um eine geistige Engstirnigkeit folgenden Ideologisierung des Teilhabekonzepts, das nicht den Blick in beide Richtungen zulässt. Wie viel Toleranz ist nötig, um solche umfassende Teilhabe zu leben und gibt es Grenzen, wo Teilhabe an der Vielfalt der Lebenswünsche und -bedürfnisse der Einzelnen scheitert und die Forderung nach Toleranz als Respekt vor dem Anders-Sein des Anderen nicht gelebt werden kann?

Ich gehe nun so vor, dass ich eine grundsätzliche Besinnung jeweils zum Begriff der Toleranz und zu dem der Teilhabe voranstelle, der ich dann jeweils die biblische Besinnung folgen lasse. Dass ich mit dieser Anordnung ein wenig vom mir gestellten Thema: „Vielfalt und Teilhabe“ abweiche, erklärt sich daraus, dass beides nur von Menschen, die Toleranz leben, verwirklicht werden kann.

¹ Lutherische Welt-Informationen 12/2012,1

1. Toleranz

Toleranz ist nicht selbstverständlich. Im Blick auf die Religionen ist sie nie eine Frage, die sich auf abstrakter Ebene ereignet. Gerade in unseren Zeiten spüren wir, welche Gefahrenpotentiale von intoleranten Religionen, bzw. von Menschen, die sich auf ihre Religion berufen, wenn sie intolerant handeln und reden, ausgehen. Im Blick auf die Religionen muss man allerdings immer im Blick haben, dass hier ein Ringen zwischen der Verbindlichkeit des Wahrheitsanspruches, den jede Religion hat und dem Respekt vor den Mitmenschen – unabhängig von seiner religiösen Überzeugung – geschieht. In diesem Respekt vor den Mitmenschen liegt eine wesentliche Wurzel der Toleranz.

Ein Blick in die Etymologie des Wortes Toleranz zeigt, dass diesem ein Moment der individuellen Tapferkeit eignet. Das geduldige Ertragen von körperlichen Schmerzen, militärischen Niederlagen oder gar der Folter wird mit dem lateinischen *tolerantia* angesprochen. Im Christentum – so schon beim lateinischen Kirchenvater Cyprian – meint das Wort auch die Leidensfähigkeit von Gläubigen. Er spricht von der *tolerantia passionis*, also der Bereitschaft und der Fähigkeit, Leiden zu ertragen. Das Wort „*Tolerantia*“ ist eigentlich eine Übersetzung des griechischen „*Hypomone*“, d.h. der Tugend der Geduld und Standhaftigkeit in schwierigen Situationen. Schon die Kirchenväter Tertullian und Cyprian rühmten die *Tolerantia* als Gottesgeschenk, das uns befähigt, in Leid und Bedrängnis geduldig auszuharren. Weitergedacht entwickelt sich daraus bei Augustin eine Kerntugend, die den Zusammenhalt der Kirche sichern sollte.²

Im Deutschen wird das Wort Toleranz von Luther eingeführt. Er versteht „*Tollerantz*“ von der *tolerantia dei* her. Diese meint die Toleranz Gottes gegenüber menschlichem Ungenügen. Es ist deutlich, dass der Toleranzbegriff hier von Luthers Kerngedanken her verstanden wird, dass der Mensch dank gnädiger Zuwendung Gottes von Gott geduldet und anerkannt wird. Zur Blüte gebracht allerdings wurde die in der Reformation begründete neuzeitliche Toleranz erst durch die konfessionellen Bürgerkriege der frühen Neuzeit. In vorzüglicher Weise begründet der französische Philosoph Pierre Bayle (1647 – 1706) seinen Toleranzbegriff, der darin gipfelt, dass niemand zum Glauben gezwungen werden könne, ohne zum Heuchler zu werden. Bayle plädiert gegen die Intoleranz der katholischen Kirche für die subjektive Wahrhaftigkeit des Glaubens und die wechselseitige Anerkennung desselben. Erst mit der Vorstellung von menschlicher Autonomie bildet sich ein Toleranzbegriff heraus, der auch noch den Unglauben umfasst. Dies geschieht im Jahrhundert der Aufklärung. Indem der menschliche Wille als autonom verstanden wird, entwickelt sich die Forderung nach dem Respekt gegenüber einer jeglichen menschlichen Person. Hieraus aber folgt die Anerkennung von Personen mit abweichenden Meinungen und Haltungen. Problematisch ist, dass im weiteren Verlauf der Begriff der Toleranz zu einer Form der Beliebigkeit verleitet, die allerdings mit keinem der ursprünglichen Toleranzkonzepte verbunden war. Insofern ist verständlich, dass bereits Goethe das Problem in dieser Weise kennzeichnete: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Damit ist der Übergang hin zur möglichen Anerkennung der Person des Fremden gemeint, zu dem die Aufklärung aufruft. Der Fremde und seine Anerkennung als Mensch mit gleicher Würde stehen nun auch für die heutige Zeit im Mittelpunkt. Dass sich der Grundsatz der Toleranz am Ende auch gegen erhebliche Widerstände aus dem Christentum

² vgl. M. Schröder, Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt 1/2013, S. 2

durchsetzen musste, wird erst dann erklärlich, wenn man den Begriff der Menschenwürde als sein Zentrum erkennt.

Fazit: Toleranz hat also nichts mit Gleichmacherei zu tun, sondern vielmehr mit der Fähigkeit, die Verschiedenheit der Menschen zu respektieren. Begründet wird dies mit einem Verständnis der Menschenwürde, wie es in der Präambel der UN-Konvention festgehalten ist.

Ein kurzer Blick in die Bibel:

- **Toleranz im AT:** Fremdengesetze in Exodus und Leviticus zielen auf völlige Rechtsgleichheit: „Ein und dieselben Gesetze gelten für den Einheimischen und den Fremdling, der unter euch wohnt.“ (EX 12,49)
Die klare Haltung wurzelt im Gedanken der **Gottebenbildlichkeit**, der davon ausgeht, dass Gott uns unterschiedslos auch im Fremden begegnet.
- **Toleranz im NT:** Gelebte Toleranz und Vielfalt sind für das Urchristentum von Anfang an relevant gewesen, denn im Gegensatz zu Sekten (Konformitätsdruck nach innen/starke Abgrenzung nach außen) muss Kirche eine Vielzahl verschiedener Gruppen in sich tolerieren. (Gerd Theissen)
- Dies wird deutlich in Gal 3, 28: „**Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus**“.
- „Auffallend ist, dass sich die Christen schon früh darauf verständigt haben, in einer wichtigen Frage tolerant zu sein: Sie akzeptierten die Beschneidung bei Judenchristen und verzichteten darauf bei Heidenchristen“ (Theissen)
Insofern gelang es dem Urchristentum „mit einer Pluralität in rituellen Fragen“ zu leben.
- Eine ähnliche Offenheit für die Vielschichtigkeit der Dinge zeigt sich im Kanonisierungsprozess, der das Nebeneinander verschiedener Evangelien und mehrerer Apostelbriefe bejahte. (Käsemann)
- Einen anderen Akzent setzt die Deutung des Gleichnisses vom Unkraut auf dem Acker:
36Da ließ Jesus das Volk gehen und kam heim. Und seine Jünger traten zu ihm und sprachen: Deute uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker. 37Er antwortete und sprach zu ihnen: Der Menschensohn ist's, der den guten Samen sät. 38Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder des Bösen. 39Der Feind, der es sät, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. 40Wie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennt, so wird's auch am Ende der Welt gehen. 41Der Menschensohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alles, was zum Abfall verführt, und die da Unrecht tun, 42und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird Heulen und Zähneklappern sein. 43Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat, der höre! (MT 13, 36-43)

Mit Theissen verstehe ich den Text als Grundtext neutestamentlicher Toleranz, denn überall auf der Welt – auch jenseits der Missionsgebiete des Urchristentums – gibt es gute Samen. „Die Gemeinde des Matthäus rechnet damit, dass es außerhalb von ihr Menschen gibt, die von Gott anerkannt werden und umgekehrt, dass es in ihren Reihen Christen gibt, die „Herr, Herr“ sagen, aber im Endgericht keine Gnade finden.“ (Mt 7.21) (Theissen)

Bei **Paulus** lässt sich eine Entwicklung von der Intoleranz zur Toleranz, die wesentlich an Paulus' Umgang mit den Speisegeboten festzumachen ist, beobachten. Am Anfang seiner Tätigkeit riskierte Paulus noch die Spaltung einer Gemeinde. In Antiochia hielt er daran fest, dass niemand gezwungen werden dürfe, jüdische Sitten zu übernehmen. Später votiert er in Korinth dafür, dass es der Liebe wegen notwendig sein kann, auf die eigene Freiheit (im Umgang mit den Speisegeboten) zu verzichten. Wichtiger als das Prinzip wird die Rücksicht auf die Schwachen. Toleranz bei Paulus gründet also auf dem Respekt vor dem Gewissen Anderer. Toleranz aber ist nötig, damit die Vielfalt menschlichen Seins miteinander leben kann.

2. Teilhabe

Miteinander leben aber ist noch nicht Teilhabe. Was verstehe ich unter Teilhabe? Ich erinnere an die über das Sozialgesetzbuch in unserem Land eingeführte Definition: „Bei dem Begriff der Teilhabe handelt es sich um eine durch das SGB IX geschaffene Bezeichnung, die den im Schwerbehindertengesetz verwendeten Begriff der Eingliederung abgelöst hat. Nach §1 SGB IX erhalten behinderte oder von Behinderung bedrohte Menschen Leistungen nach dem SGB IX und den für die Rehabilitationsträger geltenden Vorschriften. Ziel ist es, ihre Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu fördern und Benachteiligungen zu vermeiden. **Die Förderung der Selbstbestimmung** durch die zu erbringenden Leistungen soll dazu beitragen, dass die betroffenen Menschen nicht als Adressat oder Objekt öffentlicher Versorgung und Fürsorge verstanden werden. Nach der politischen Zielsetzung des Gesetzes sollen vielmehr Autonomie und Selbstbestimmung als Alternative zur Fremdbestimmung dazu beitragen, dass behinderte Menschen aktiv ihre Teilhabe mitgestalten können. **Die Leistungen zur Teilhabe** (§4 SGB IX) umfassen die notwendigen Sozialleistungen, um unabhängig von der Ursache der Behinderung

- die Behinderung abzuwenden, zu beseitigen, zu mindern, ihre Verschlimmerung zu verhüten oder ihre Folgen zu mildern,
- Einschränkungen der Erwerbsfähigkeit oder Pflegebedürftigkeit zu vermeiden, zu überwinden, zu mindern oder eine Verschlimmerung zu verhüten sowie den vorzeitigen Bezug anderer Sozialleistungen zu vermeiden oder laufende Sozialleistungen zu mindern,
- die Teilhabe am Arbeitsleben entsprechend den Neigungen und Fähigkeiten dauerhaft zu sichern oder
- die persönliche Entwicklung ganzheitlich zu fördern und die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft sowie eine weitgehend selbstständige und selbstbestimmte Lebensführung zu ermöglichen oder zu erleichtern.“

3. Inklusion und Diversität

Weil Kirche eine Gemeinschaft von Menschen ist, sind in ihr Individualität und Solidarität gleichermaßen nötig und möglich, aber auch verantwortete Diversität gehört zur Wirklichkeit.

- **1.Kor 1,21:** „Denn weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben.“
Paulus problematisiert nicht die Verschiedenheit in der Gemeinde, sondern wendet sich „gegen gemeindliche Segregation und mahnt die Korinther, dass aller Pluralität mit dem Wort vom Kreuz ein Kriterium vorgegeben ist: Vielfalt in Solidarität füreinander.“³
Wichtig wurde für Paulus auch der Gemeinschaftsbezug des Abendmahls, denn es hat „in einer aus unterschiedlichen Schichten zusammengesetzten Gemeinde immer auch leibliche und soziale Dimensionen.“
- Definition Liedtke⁴: „**Inklusion ist zuerst eine Gabe Gottes. Sie bezeichnet die unmittelbare Zugehörigkeit des Glaubenden zum Leib Christi.**“ Ulf Liedtke bezieht sich dabei auf Henning Luther: „Der Leib Christi ist eine **Anerkennungsgemeinschaft, in der die Glaubenden einander nicht über ihren Unterstützungsbedarf, sondern von Angesicht zu Angesicht wahrnehmen.**“ Daraus folgt die Herausforderung, auch gemeindliches Leben inklusiv zu gestalten und der Anspruch, die Inklusionsfrage als durchgängige Perspektive einzuführen.
- Bisher wurden Behinderungen aus diakonischer Perspektive gedeutet. Teilhabe wird dann im Wesentlichen zur Fürsorge. Aber: „**Das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung ist von der symmetrischen Beziehung aller Glieder des Leibes Christi aus in den Blick zu nehmen** und nicht primär im Blickwinkel der Fürsorge.“⁵ Die Konsequenz daraus muss die „**Entdiakonisierung der Wahrnehmung behinderter Menschen**“ sein.
- Henning Luther: „Die anderen werden zum Gegenstand (Objekt) diakonisch-seelsorgerlichen Handelns, insofern sie bestimmte Defizite aufweisen. Ziel ist die Behebung der Mängel und Integration in das Ganze.“ Dieser Ansatz birgt aber die Gefahr, eigene Schwächen auszublenden und andere nur von ihren Defiziten her wahrzunehmen.

Begründet sind diese Positionen letztendlich im christlichen Menschenbild, „wie es sich insbesondere aus der biblischen Sicht einer Gottebenbildlichkeit des Menschen (Gen 1,26ff) ergibt. Die Gottebenbildlichkeit kann deshalb nicht nur auf einen Teil der Menschheit beschränkt sein. Sie muss für alle Menschen gelten – und besonders für Menschen geltend gemacht werden, deren Würde häufig nicht beachtet wird.“ Denn: „Tatsächlich war und ist der Weg zur Anerkennung der Gottebenbildlichkeit aller Menschen ausgesprochen lang. Bis hinein ins 20. Jahrhundert war keineswegs davon auszugehen, dass Menschen mit Behinderung in vollem Sinne daran teilhaben sollten.“ Grundsätzlich ist dies aber nicht nur eine Herausforderung an die Kirche, sondern an die Gesamtheit der Gesellschaft, denn wir brauchen ein Menschenbild, das nicht „auf wenige Leistungsaspekte und deren ständige Optimierung verengt ist, sondern das der Vielfalt des Menschseins Raum gibt.“⁶

Allerdings darf man nicht übersehen, dass nach biblischem Zeugnis in der Gottebenbildlichkeit des Menschen nicht nur der Gleichheitsgrundsatz begründet ist, sondern

³ Ulf Liedtke, Menschen. Leben. Vielfalt, in: Pastoraltheologie 2012/3, S. 71ff

⁴ Liedtke, a.a.O., S. 79f

⁵ Liedtke, a.a.O., S. 81

⁶ Friedrich Schweitzer, Pro Inklusion, Zeitzeichen 8/2012, S. 14ff

auch der **Grundsatz der Diversität**: »Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn, und schuf sie als Mann und Frau« (1. Mos. 1,27). Der Mensch unterscheidet sich als Mann und Frau und er unterscheidet sich in seiner Einzigartigkeit als Mensch vom Menschen. Die Differenz zwischen den Menschen wird mit der Gottebenbildlichkeit des Menschen begründet, d.h. sie ruht in Gott selbst. Gott selbst ist in sich unterschiedlich. Er trägt die Differenz bereits in sich. Die innere Differenz Gottes kommt auch im trinitarischen Gottesverständnis als Vater, Sohn und Heiliger Geist zum Ausdruck. Er – nein, auch sie – ist Vielfalt und Einheit zugleich und schafft den Menschen als Mensch vielfältig. **Die Unterschiedlichkeit des Menschen ist von Anfang an gottgewollt und gottgemäß.**“

Das aber bedeutet, dass „der von Gott geschaffene Mensch ... **auch in seiner angeborenen Behinderung nach dem Bildnis seines Schöpfers entsprechend** gestaltet (ist). Dieser Gedanke ist im biblischen Zeugnis fest verankert. So bekommt Moses bei seiner Berufung auf seine Einwände, er als Mensch mit einer Sprachbehinderung könne doch nicht beim Pharao vorsprechen, zu hören: »Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? Oder wer hat den Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht? Habe ich's nicht getan, der HERR?« (2. Mos. 4,11)

Moses wird von Gott nicht wegen, auch nicht trotz, sondern *mit* seiner Behinderung zum Pharao gesandt.“⁷

- Karl Ernst Nipkow (2005) unterschied in seiner theologischen und anthropologischen Grundlegung einer inklusiven Pädagogik der Vielfalt zwei Möglichkeiten, die Gleichwertigkeit der Verschiedenen theologisch zu begründen. Die gedankliche Angleichung von Differenz »nach oben« und die Angleichung von Differenz »nach unten«:
- Gleichwertigkeit durch Angleichung nach oben: „Indem alle Menschen nach dem Bilde Gottes geschaffen sind (1. Mos. 1,27), sind sie in ihrer Unterschiedlichkeit gleich, im Sinne von gleichwertvoll... Die Homogenität, d.h. der gleiche, göttliche Ursprung (gr. homoios genesis) ist der Grund für die Gleichwertigkeit eines jeden Menschen. Dieser schöpfungstheologische Zusammenhang ist zugleich die Begründung für die unantastbare Würde des Menschen
- Gleichwertigkeit durch Angleichung nach unten: „Eine Angleichung der Differenz kann zweitens »nach unten« gedacht werden, indem davon ausgegangen wird, dass alle an derselben »Unvollkommenheit« von Menschen teilhaben. ...Die Gleichheit aller ist eine Gleichheit in derselben prinzipiellen (im Einzelnen natürlich unterschiedlichen) gemeinsamen Endlichkeit, Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit. ... Der von der Gesellschaft definierte »Graben« zwischen Menschen mit und ohne Behinderung wird dadurch überbrückt, dass alle sich in Blick auf ihre Unvollkommenheit auf derselben Ebene befinden.“
- „Die Menschwerdung und damit die Selbsterniedrigung Gottes als kleines verletzliches, in armen und bedrohten Verhältnissen aufwachsendes Kind und sein alle Menschen inkludierendes Erlösungsgeschehen am Kreuz sind die spezifisch christlichen Begründungszusammenhänge von Inklusion.“
- „Ob Inklusion nun durch eine Angleichung nach oben (schöpfungstheologisch) oder durch eine Angleichung nach unten (christologisch) begründet wird, ist nicht entscheidend.“
- „Eine gründliche Verhältnisbestimmung kann dazu dienen, die inklusive Praxis als Vision zu schärfen und als Wirklichkeit christlich zu profilieren. Die christliche Botschaft bietet eine Grundhaltung und ein Hoffnungspotential, das die resignierende Passivität angesichts dieser großen Umgestaltungsaufgabe überwindet und den Entwicklungsprozess hin zu einer inklusiven Gesellschaft wesentlich motivieren kann. Ein kritischer Abgleich von Theologie und Inklusion ist darüber hinaus eine wichtige Voraussetzung, der Ideologisierung von Inklusion zu wehren und einem blinden Aktionismus vorzubeugen.“

⁷ Wolfhart Schweiker, Aktuelle Herausforderung für Theologie und Kirche. Deutsches Pfarrerrblatt 6 / 2011

Mein Fazit:

Worum es stattdessen geht ist die Zivilisierung der Differenz. In einer biblischen Geschichte findet sich ein Beispiel hierfür. So sagt: Abraham zu Lot, seinem Neffen: „Zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten soll es keinen Streit geben. Wir sind doch Brüder. Liegt nicht das ganze Land vor dir. Trenne dich also von mir. Wenn du nach links willst, gehe ich nach rechts, wenn du nach rechts willst, gehe ich nach links“. (Gen 13,8-9)

Hier finde ich ein tolerantes Modell, das die Differenz zivilisiert. Gerade damit Menschen weiterhin miteinander geschwisterlichen Umgang pflegen, ist es nötig, auch ihre jeweiligen Gebiete abzugrenzen. Das gelingende Miteinander, schließt die Differenzierung nicht aus, sondern ein. Aber die entstehende und vorhandene Differenz muss verbunden und zivilisiert werden. Dies darum, weil das in jeder Differenzierung aufscheinende Fremde am Anderen sonst als Bedrohung und Gefährdung des Eigenen angesehen werden kann. Es ist ähnlich wie beim Miteinander der Kulturen und Religionen. Es ist im Grunde das Modell eines pragmatischen Friedens in einer unvollkommenen Welt, um das es geht. Während wir nach einer Vereinigung in Liebe streben, so Amos Oz, müssen wir gleichwohl den von unserer menschlichen Endlichkeit gesetzten Grenzen Rechnung tragen.⁸ Es geht um eine Zivilisierung der Differenz.⁹ Dies bedeutet, dass man das je Besondere des Anderen achtet und respektiert, aber geleitet ist von dem Willen das Gemeinsame zu entwickeln. Gelingen wird dies nur Menschen, die Toleranz leben.

⁸ <http://www.zeit.de/1992/25/Weil-sie-da-sind?page=2>

⁹ Michael Walser, Über Toleranz, Hamburg 1998